Elisabeth Gierse

geb. Kahlfeld

Erinnerungen……

Diese Dokumentation widme ich meinem Bruder Werner zur Vollendung seines 65. Lebensjahres im Jahre 1990.
Darin zeige ich – im Folgenden – die wichtigsten persönlichen Erlebnisse meiner Flucht sowie Kindheitserinnerungen auf.

Doch zunächst einiges zum geschichtlichen Hintergrund jener Jahre:
Das Memelland, das nördlich der Memel gelegene Gebiet Ostpreußens (seit 1422 deutsches Gebiet), wurde erst nach dem 1.Weltkrieg zu einem politischen bzw.landeskundlichen Begriff.
Der Artikel 99 des Friedensvertrages zu Versailles vom 10. Januar 1920 enthielt den schicksalsschweren Beschluss, den 2657 qkm großen Landstreifen mit 150000 deutschen Einwohnern vom Deutschen Reich abzutrennen.
Was danach werden sollte, stand sozusagen vorerst in den Sternen.
Um keines der vom Deutschen Reich abgetrennten Gebiete an der deutschen Ostgrenze, die damals dem Reich, d. h. Deutschland, verloren gingen, hat es so viel Verwirrung und offene Fragen gegeben wie um das Memelgebiet.
Der erste entscheidende Schritt zur Notlösung wurde getan, als am 14. Februar 1920 eine französische Besatzung in Memel eintraf und am gleichen Tag Graf Lambsdorff die Verwaltung dem Vertreter der Alliierten Hauptmächte, dem französischen General Audry übergab. Graf Lambsdorff hatte bis dahin als Reichskommissar und Vertreter der deutschen Regierung die Verwaltungsgeschäfte geführt, wobei sich Sorge und Hoffnung die Waage hielten. Audry brachte zu seiner Unterstützung einen **polnischen** Dolmetscher mit - ein Zeichen dafür, welche verworrenen Vorstellungen in Paris über die Bevölkerungsstruktur dieses Gebietes herrschten. Die Proteste der deutschen Regierung wurden von der Entente in einer Note beantwortet, in der es heißt:

„Die alliierten und assoziierten Mächte weigern sich, zuzugeben,, dass die Abtretung des Gebietes dem Nationalitätenprinzip entgegengesetzt sei. Das sprachliche Gebiet ist immer litauisch gewesen,, die Mehrzahl der Bevölkerung nach Ursprung und Sprache litauisch. Die Tatsache, dass die Stadt Memel zu einem großen Teil deutsch ist,, rechtfertigt in keiner Weise das Verbleiben des ganzen Gebietes unter deutscher Hoheit. Es ist beschlossen worden, dass Memel und das benachbarte Gebiet den Mächten überlassen werde, weil die staatliche Zugehörigkeit der litauischen Territorien noch nicht bestimmt ist.“

Mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages wurde an die Stelle der Reichsgewalt die gemeinsame Verwaltung durch die alliierten Hauptmächte gesetzt.
Im Prinzip traten dadurch keine Veränderungen ein. Unter Wahrung ihrer bisherigen Rechte arbeiteten die deutschen Beamten weiter. Über zwei Jahre schleppten sich die Überlegungen mit Verhandlungen im Botschaftsrat, im Völkerbund und in etlichen Kommissionen hin.
Als das Jahr 1922 zu Ende ging, zeichnete sich eine Möglichkeit ab, dem Memelgebiet die staatliche Selbständigkeit zu geben. In Kaunas, der damaligen litauischen Hauptstadt, horchte man auf:
Um die geplante Autonomie des Memellandes zu verhindern, fielen die Litauer am 10. Januar 1923 mit mehreren Regimentern - in Zivilkleidung getarnt - ins Memelgebiet ein. Der französische Oberkommissar zeigte die weiße Flagge, die französischen Alpenjäger wurden entwaffnet und interniert, und Kaunas (damalige litauische Hauptstadt) verkündete der Welt die Erhebung der memelländischen Bevölkerung gegen die Franzosen.

Die Folgen dieser Vorgänge für das Memelland und seine Menschen sind uns heute bekannt.
Sie sind ein Teil der deutschen Geschichte des deutschen Ostens geworden. Wir wissen, welche Leidens- und Schreckenszeit für die Menschen anbrach. Es sind noch Zeugen dieser Zeit unter uns, die das Geschehen bestätigen können, weil sie es am eigenen Leibe erfuhren, was es bedeutet, einer Diktatur fremder Herrschaft ausgeliefert zu sein - nachdem auch der Völkerbund versagt hatte und die Regierung in Berlin machtlos war.
Alle Versprechungen der Toleranz, die die Litauer der Botschafterkonferenz in Paris gegeben hatten, waren im Augenblick der Machtübernahme vergessen. Es hagelte Zeitungsverbote nach langwieriger Vorzensur. In Staatsbetrieben wurde die litauische Sprache eingeführt. Litauischer Schulunterricht erhielt Vorrang vor den Wünschen der Deutschen. Die Teuerung wuchs von Tag zu Tag. Viele Deutsche machten von ihrem Recht Gebrauch, das Land zu verlassen, um sich jenseits der Memel eine neue Existenz aufzubauen. Viele der Zurückgebliebenen verarmten oder machten mit dem berüchtigten Zuchthaus in Bajohren Bekanntschaft. Dennoch siegte damals der leidenschaftliche Wille zur Freiheit, weil die Menschen sich einerseits im Widerstand einig waren, sich nicht provozieren ließen und sich als echte Demokraten ihr Recht auf legalem Wege erkämpften wollten.

Das war also die Situation, in die ich 1931 in Timstern im Memelland geboren wurde, als 4. Kind meiner Eltern, beide gebürtige Ostpreußen.
Die Freude über meine Geburt war sehr groß, da meine Eltern ca.1 Jahr vor meiner Geburt ihre einzige Tochter verloren hatten.
Eingebettet in die Geborgenheit meiner Familie, hatte mein Vater als Schulleiter und 1. Lehrer einer zweiklassigen Volksschule gegen politische Widrigkeiten zu kämpfen und sich gegen die Litauer durchzusetzen. Ihm vorgesetzt war ein litauischer Schulrat. Es wurde zur Pflicht, die litauische Sprache zu lehren, die mein Vater selbst kaum beherrschte, jedoch der 2. Lehrer ihrer mächtig war.

Meine Eltern bearbeiteten nebenbei das 28 Morgen große Land, das zur Schule gehörte.
Die Ernteprodukte brachten jedoch keinen Gewinn; sie gewährten uns lediglich preiswerten Lebensunterhalt.
Alles, außer Lebensmittel, die wir größtenteils selbst erzeugten, wurde im sogenannten Altreich, also in Tilsit gekauft und geschmuggelt, angefangen von Wäsche, Kleidung, Schuhen, Haushaltsartikeln, Spielsachen, Porzellan usw.....
Das war wahrhaftig kein erstrebenswerter Zustand in sogenannten Friedenszeiten!
Außenstehende werden sich nun fragen, woher wir das Geld hatten, um mit Reichsmark einzukaufen.
Dazu kann ich aus meiner vagen Erinnerung sagen, dass jeder Lehrer, der für Deutschland optiert hatte,(das war damals möglich – wie sich auch die Mehrzahl der Bevölkerung zu Deutschland öffentlich bekannte) vom Deutschen Staat 40.000,-- RM erhielt.
Dieses Geld hatten meine Eltern in Tilsit zinsgünstig angelegt und haben dann für ihre Einkäufe den Zinsertrag verwendet. Mein Vater war sehr darauf bedacht, nicht mehr als die Zinsen zu verbrauchen, weil er damit rechnete, evt. einmal den erhaltenen Betrag zurückzahlen zu müssen. Dass die Zukunft dann später ganz anders - TRAURIG - aussah, konnte damals noch kein Mensch ahnen. Ältere Zeitzeugen als ich könnten mehr über die damaligen Lebensumstände berichten, aber es gibt sie kaum noch.

Ich selber war damals noch zu jung, um deutliche Erinnerungen an diese Zeit zu haben.
Doch an jenen Tag, als Hitler das Memelland „heim ins Reich holte“, kann ich mich noch sehr genau erinnern: Es war der 22. März 1939. Meine Mutter hatte die Neuigkeit bereits im Radio gehört und stürmte in Vaters Klassenzimmer mit dem Freudenschrei „WIR SIND FREI“
In diesem lautjubelnden Ruf entlud sich die jahrelange Knechtschaft.
Aus der Situation der Grenzbevölkerung war zu erklären. dass Hitler auch in den folgenden Jahren sozusagen als der Heilsbringer anerkannt wurde.
Unsere „Befreiung“ durch Hitler wurde tagelang gefeiert - mit vielen Kundgebungen.
Die litauische Fahne wurde eingeholt; überall wehten deutsche Reichsfahnen: SCHWARZ-WEISS-ROT!
Es boten sich nun auch den Memelländern alle Annehmlichkeiten, die bisher allen Deutschen im Altreich zuteil geworden waren.

Doch die Zeit des Friedens mit all seinen guten Seiten währte nur einige Monate.
Am 01. September 1939 begann der 2. Weltkrieg, zunächst mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Polen, zwar nicht ohne Blutvergießen, also gefallenen Soldaten, aber mit Riesenerfolgen für Hitler.
Wir merkten nicht viel vom Krieg; die Front war weit entfernt, und wir hatten durch unsere Landwirtschaft genug zu essen. Die Männer - Väter und Söhne -, die im Beruf entbehrlich waren sowie auch andere, wurden zum Kriegsdienst verpflichtet, d. h. eingezogen. Folglich gab es Engpässe an Arbeitskräften in einigen Berufen.

1940, als Russland die Litauische Regierung unter Druck setzte, erklärte diese ihren Rücktritt.
Am 21. Juli 1940 fand die Selbständigkeit Litauens ihr Ende und mündete in die Umgestaltung in eine Sowjetrepublik und den Anschluss an die Sowjet-Union.

Es gab in Litauen unter der Bevölkerung Deutschstämmige, die sich zu Deutschland bekannten und auswandern durften. Man nannte diese Auswanderungswilligen Volksdeutsche, und diese waren wertvolle Arbeitskräfte in Deutschland.
Unsere letzte Hausangestellte, - Marie, - sie war äußerst tüchtig, gehörte auch zu dieser Volksgruppe.

Der Krieg machte sich auch bei uns im Osten bemerkbar in den Familien, die Ehemänner, Väter und/oder Söhne verloren.. Es sollte tröstlich heißen: Für Führer, Volk und Vaterland ließen sie ihr Leben.
Doch ansonsten verlief das Leben bei uns zunächst in geordneten Bahnen.
Hitler – nach dem Krieg wurde er ironisch als G R Ö F A Z, (Kürzel für „größter Führer aller Zeiten“) benannt – und seine Getreuen hatten die Aktion „Ferienkinder“ ins Leben gerufen.
Stadtkinder sollten aufs Land, und als die Bombardierungen auf westdeutsche Städte begannen, sollte wenigstens ein Teil der Kinder in den ruhigen Osten Deutschlands zur Erholung und Sicherheit!
1939 bekamen wir für einige Wochen die 14-jährige Margot aus Schneidemühl in Pommern.
Sie hatte deutlich Untergewicht, und wir haben sie „aufgepäppelt“.
1940 bekamen wir zwei Ferienkinder aus Wuppertal und Solingen.

Da es mir in unserem kleinen Dorf an ebenbürtigen Spielgefährten mangelte, hatte ich nun welche - auf begrenzte Zeit - aus dem Westen. Das gefiel mir sehr gut.

1941 nahm der Krieg andere Dimensionen an. In jenem Jahr begann der Krieg gegen Russland.
Wochen, bevor der Angriff am 22. Juni 1941 begann, waren sämtliche Häuser und Gehöfte in den grenznahen Gebieten vollgepackt mit Militär und den dazu gehörenden Ausrüstungen. So auch bei uns. Man bekam selber kaum noch ein Bein an die Erde. Das Militär traf alle nur möglichen Vorbereitungen für den Aufmarsch und schnellen Einmarsch nach Russland.
Meine Eltern wussten wohl Tag und Stunde des Aufmarsches und überlegten, ob es nötig sei, uns einige Kilometer gen Süden zurückzuziehen. Doch ich nehme an, dass höhere Offiziere ihnen davon abrieten. Wie sich nachher herausstellte, war der Rat richtig.

Der Russland-Feldzug begann um 2 Uhr nachts. Es war ein herrlicher Sommer-Sonnen-Sonntag mit einem großen Aufgebot an deutschen Truppen, und der Vormarsch unserer Truppen ging so schnell, so dass bald kein Kanonendonner mehr zu hören war.
Doch 18 deutsche Soldaten mussten beim Einmarsch in einem zu uns nahe gelegenen Grenzdorf ihr Leben lassen.
Wir fuhren am Nachmittag in den ca. 3 km von uns entfernten Grenzort und fanden dort die frischen Soldatengräber.
Das berührte mich als 10-Jährige sehr, sodass ich mir damals bereits einige Gedanken über den Krieg machte.
Es war eine Erinnerung, die nie verblassen wird.

Ab Sommer 1941 besuchte ich die Königin-Luise-Schule, Oberschule für Mädchen, in Tilsit.
Dass ich noch nicht einmal im Sommer Fahrschülerin sein konnte, war eine Folge des Krieges. Die Busverbindung von Nattkischken, von uns 3,7 km entfernt, war mit Beginn des Krieges eingestellt worden und zu unserer nächsten Bahnstation, Gudden, (10 km von uns entfernt) war tägliches Fahren mit dem Fahrrad zu weit. Also musste ich ins Pensionat und war nur am Wochenende und in den Ferien zu Hause.

Am 20. April 1943 konnte ich nicht die Schule in Tilsit besuchen, weil ich krank war und meine Krankheit bei meinen Eltern in Timstern auskurierte. Ausgerechnet an diesem Tag – es war „Führers“ Geburtstag - erlebte Tilsit seinen ersten Luftangriff durch Sowjetische Flugzeuge mit einigen zerstörten Häusern und auch Opfern, aber der Schaden hielt sich in Grenzen. Vorausgegangen waren diesem Angriff viele Alarme des Nachts, jedoch ohne Bombenabwürfe. Wir mussten dann immer in den Luftschutzkeller und freuten uns kindgemäß, dass wir am nächsten Morgen erst um 10 Uhr zur Schule gehen mussten. Diese Betrachtungsweise kann aus heutiger Sicht nur entschuldigt werden, weil wir damals aus mangelnder Erfahrung noch nicht wissen konnten, wie grausam und entsetzlich Fliegeralarm sein konnte.

Auch in Timstern warfen im Sommer 1943 sowjetische Tiefflieger einige Bomben ab, die jedoch im Freigelände keinen Schaden anrichteten. Aber im Allgemeinen war es noch ruhig, das Leben ziemlich beschaulich.

Wir sagten oft: „Wie gut haben wir es doch hier, während im Westen die Städte zerbombt werden mit Hundertausenden Toten“. Selbst Königsberg blieb nicht verschont.
In dieser Situation erlebten wir also auch den Sommer 1944 mit besonders gutem Wetter.
Ich war in der Quarta, und wir verbrachten einen Teil unserer Freizeit am Memelstrom in Übermemel (wir mussten, um dorthin zu kommen, über die wunderschöne Luisenbrücke gehen), um dort zu baden. Unsere Pensionsmutter, die uns dann und wann begleitete, sagte einmal zu uns, als wir über die Brücke gingen: „Bewahrt dieses Bild gut in euren Herzen, wer weiß, wie lange ihr es noch so sehen könnt!“ Diese Äußerung damals, als ich dreizehn Jahre alt war, blieb in meinem Gedächtnis sozusagen zementiert, obgleich ich sie damals noch nicht so genau erfasste.
Während der Sommerferien - ich nehme an, sie begannen Anfang oder Mitte Juli – wurde Tilsit wieder bombardiert. Diesmal hatten die Zerstörungen erheblich größere Ausmaße angenommen als damals im April 1943.
Dessen wurde ich mir bewusst, als ich einige Tage danach mit dem Fahrrad nach Tilsit fuhr, um meine Sachen aus dem Pensionat, das – Gott sei Dank - nicht zerbombt worden war, zu holen.

Die Front rückte immer näher. Die Russen stießen von Witebsk bis hinter die deutsche Front vor, und es zeigte sich, dass es für unsere Truppen keine Offensive nach Osten mehr geben würde. Allerdings durften solche Gedanken nicht offen ausgesprochen werden.....Damals hatten die Sowjets den deutschen Truppen den Rückzug über die Beresina abgeschnitten.
Diese Tatsache kostete 300.000 deutsche Soldaten das Leben, die in den Wäldern östlich von Minsk vernichtet wurden, während gleichzeitig etwa 6 Divisionen in Witebsk, Orscha und anderen befestigten Orten im Kampfgebiet niedergemacht wurden. Alles hätte also darangesetzt werden müssen, eine neue rückwärtige Verteidigungslinie aufzubauen, aber Hitler hing weiterhin an seinen Illusionen über neue Offensiven und geißelte alle Maßnahmen, die der derzeitigen Lage Rechnung getragen hätten.
Er hatte sich sogar im Dezember 1944 dazu entschlossen, aus den längst viel zu dünn besetzten Stellungen im Osten Divisionen abzuziehen, um im Westen die spekulative Ardennen-Offensive starten zu können, ein Unternehmen, das Fachleute als baren Unsinn betrachteten und das auch bald zusammenbrach!

Am 20.Juli 1944 wurde das Attentat auf Hitler verübt, was – aus heutiger Sicht gesehen – leider misslang.
Im August 1944 drang der Russe in die grenznahen Gebiete der Provinz 0stpreussen ein, was die Räumung des Memelgebietes zur Folge hatte.
Anfang August 1944 stand eine gewaltige Übermacht der Russen an der ostpreußischen Grenze, jeden Augenblick bereit, die deutsche Front einzudrücken. Durch Einsatz einiger hervorragender Divisionen wurde der Russe bis auf kleine Einbrüche bei Memel und Goldap noch aufgehalten.
Von sachkundiger Stelle wurde dem Gauleiter Koch ein Plan zur Evakuierung der Zivilbevölkerung Ostpreußens und eine Umlagerung der kostbaren Bestände an Getreide, Vieh, Pferden usw. unterbreitet, wobei militärische Bewegungen nicht gestört werden sollten.

Doch dieser Plan wurde abgelehnt mit der Bemerkung: „Wer noch einmal von Räumung spricht, gilt als Verräter.“ So ging die Provinz sehenden Auges ins Verderben.

Unter diesen Umständen war es sehr verwunderlich, dass am 2.August der Räumungsbefehl vorlag. Wir konnten sozusagen die Flucht üben, denn es bestand für uns noch keine akute große Gefahr. Diesen Zustand betrachteten wir als nicht sehr ernst, was sich auch später bestätigen sollte.
Nun muss ich sogar noch eine keine Episode einfügen. Meine Mutter als stellvertretende Standesbeamtin hatte für den Nachmittag des 2. August ein Brautpaar – der Bräutigam war als Soldat auf Urlaub – zur Trauung bestellt. Da es sich verspätete, fuhr meine Mutter schon los mit dem vollbepackten Kastenwagen, von unserem einzigen Pferd gezogen. Sie meinte, in diesem Fall könne unser Bürgermeister das Paar auch trauen.
Dieser kam nach einiger Wartezeit – zusammen mit dem Brautpaar – und sagte, ich solle doch trauen.
Ich entgegnete, dass ich das wohl könne, aber nicht dürfe, denn durch mein früheres Belauschen der Trauungszeremonie am Schlüsselloch kannte ich den Ablauf der Handlung. Schließlich wurde das Brautpaar doch vom Bürgermeister getraut und im Heiratsregister beurkundet.
Danach schwangen Marie und ich uns auf die Fahrräder – selbstverständlich nahmen wir das Heiratsregister mit – und fuhren meiner Mutter hinterher. Bei Einbruch der Dunkelheit legten wir uns in dieser lauen Sommernacht unter einen Baum, um zu schlafen.
Am nächsten Morgen ging es weiter bis Argenhof, ca. 10 km südwestlich von Tilsit. Dort wurden wir bei einem Bauern untergebracht und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Doch es geschah nichts. Mein Vater war einige Tage bei uns auf Urlaub, denn inzwischen waren auch ältere Männer wie mein Vater , die zuvor unentbehrlich waren, zum sogenannten Volkssturm eingezogen worden. Es sollten alte Männer und junge Knaben das„Reich“ retten.
Wegen der Ruhe, denn die russische Front verlagerte sich zunächst nicht weiter westwärts, beschlossen wir, nach Hause zu fahren und die Ernte einzubringen.
Daheim angekommen, arbeiteten wir wie besessen, von morgens früh bis abends spät, um alles unter „Dach und Fach“ zu bringen, denn es gab kaum Hilfskräfte.
Der Sommer 1944 war ein besonders üppiges Erntejahr. Es gab von allem reichlich.
Wir hatten die Honigannahmestelle für den abzuliefernden Honig der Imker, denn während des Krieges unterlag auch die Honigernte der Bewirtschaftung.
Einige Tonnen Honig waren bei uns gelagert, (was die bald einrückenden Russen wohl mit dem Honig gemacht haben?)
Wir arbeiteten also mit unserem ganzen Einsatz bis zum 06. Oktober.
Die russische Front war noch immer nicht näher gerückt.
Meine Mutter hatte mit Marie einen ganzen großen Leiterwagen mit Kartoffelsäcken beladen, die sie am nächsten Tag abliefern wollte.
Inzwischen hatte uns mein Vater ein zweites Pferd besorgt.

Heute frage ich mich: Welche Motive gab es damals für den Einsatz unserer ganzen Kraft? Die Antwort konnte nur heißen: Unser Glaube an den Endsieg!
Aber jetzt zurück zu dem beladenen Leiterwagen: Marie sagte zu meiner Mutter: „Was machen wir, wenn morgen der Räumungsbefehl vorliegt?“ Meine Mutter, ganz resolut: „Dann werden die Säcke vom Wagen geworfen, der Wagen wird anders beladen, und wir fahren los“.

Und so kam es auch. In den frühen Morgenstunden des 7. Oktober – es war noch dunkel – klingelte unser Telefon, und die Dame von der Post sagte uns, dass der Räumungsbefehl vorliege. Innerhalb einiger Stunden, bis ca. 11 Uhr, haben alle Bewohner ihr Gehöft zu verlassen. Wahrscheinlich konnte es unser Gauleiter doch nicht verantworten, die Bevölkerung des Memelgebietes nicht evakuieren zu lassen.

Bis auf eine einzige gepackte Kiste mit guter Wäsche hatten wir nichts vorbereitet. Heute frage ich mich, warum eigentlich nicht; warum hatten wir nicht schon frühzeitig Kisten mit mobilen lebensnotwendigen Dingen wie z. B. Hausrat, Kleidung, Wäsche, Bettzeug.....in den Westen geschickt, zumal wir dort Verwandte hatten?
Als Antwort kann man nur den unerschütterlichen Optimismus der Grenzbevölkerung, insbesondere meiner Mutter, geben.
Was packt man also in ca. 5 Stunden bei beschränkter Ladekapazität?
Wäsche, Betten, Bettzeug, Kleidung, Hausrat, lose, aus den Alben entnommene Fotos, Schmuck, wichtige Papiere, Sparbücher, Lebensmittel und, vor allem, Futter für die Pferde. Zu vorgegebener Zeit waren wir startklar und verließen unseren Hof. Marie hatte Tränen in den Augen, denn sie wollte unbedingt noch einmal ins Haus, um einige Sofakissen zu holen, aber meine Mutter gab den Pferden die Peitsche, damit es zügig vorangehen konnte, und das war gut so. Vor Tilsit stauten sich die Flüchtlingswagen, aber eigentlich kamen wir doch ganz gut voran. Unser Leiterwagen bereitete uns Kummer, die Radnabe war defekt, so dass wir zum Stellmacher mussten. Doch nach einigen Tagen kamen wir – mit einigen Unterbrechungen - in Bartenstein, ca. 100 km südwestlich von Tilsit gelegen, an. Mit meinem Bruder Werner bei der Wehrmacht konnten wir von dort aus Verbindung aufnehmen.
Er bekam Urlaub und besuchte uns.

Wir telefonierten mit Onkel Max, Vaters Bruder, der ein Gut in Schrangenberg im Kreis Heiligenbeil hatte, ca. 50 km in westnordwestlicher Richtung von Bartenstein, in der Nähe des Frischen Haffs, gelegen. (Die alte Ordensburg Balga am Frischen Haff war nur 5 km von Schrangenberg entfernt) Er bot uns an, uns aufzunehmen, was wir gerne dankend annahmen.
Also fuhren wir dorthin. Unsere Verwandten aus Angerwiese bei Ragnit – die Familie von Vaters ältestem verstorbenen Bruder – waren auch dorthin geflüchtet. Außerdem gab es dort noch mehr Flüchtlinge aus dem Norden der Provinz.

Am 19.Oktober 1944 drangen die Sowjets nach Nemmersdorf, ca. 10 km südwestlich von Insterburg, durch.
Doch es gelang der deutschen Wehrmacht in einer Gegenoffensive, sie zurückzuschlagen.
Was die deutschen Soldaten dort vorfanden, ging damals sogar durch die internationale Presse: verstümmelte und hingerichtete deutsche Gefangene, nackt an Scheunentore und Leiterwagen gekreuzigte Frauen und die verstreut liegenden Leichen der Dorfbewohner. Der Bericht einer internationalen Ärztekommission ist zwar verloren gegangen, dafür existieren Presse – und Fotoreportagen deutscher und ausländischer Journalisten.

Wir lebten in Schrangenberg bei den Verwandten zwar beengt, litten aber weder Not noch Mangel. Ich besuchte sogar bis zu den Weihnachtsferien die Oberschule in Braunsberg und konnte jeden Tag fahren, da die Bahnstation in der Nähe war.

Weihnachten 1944 war unsere Familie mit Vater und Bruder Werner zu 4/5 vereint. Bruder Ernst war in einem amerikanischen Offizierslager in Amerika in Gefangenschaft.
Für Marie gab es bei uns keine Arbeit mehr. Da sie irgendwo in der Nähe Verwandte gefunden hatte, nahm sie die Gelegenheit wahr, sich ihnen anzuschließen. Nach dem Krieg hat sie uns im Westen sogar einmal besucht.

Silvester machten wir eine Schlittenpartie mit vielen Rodelschlitten hintereinander, von einem zahmen Pferd gezogen. Dabei brach ich mir das rechte Schienbein, ein gewaltiges Handicap angesichts der bevorstehenden großen Flucht. (Darauf werde ich aber noch im Folgenden zurückkommen, weil mein Gipsverband verhinderte, unter die Russen zu kommen.

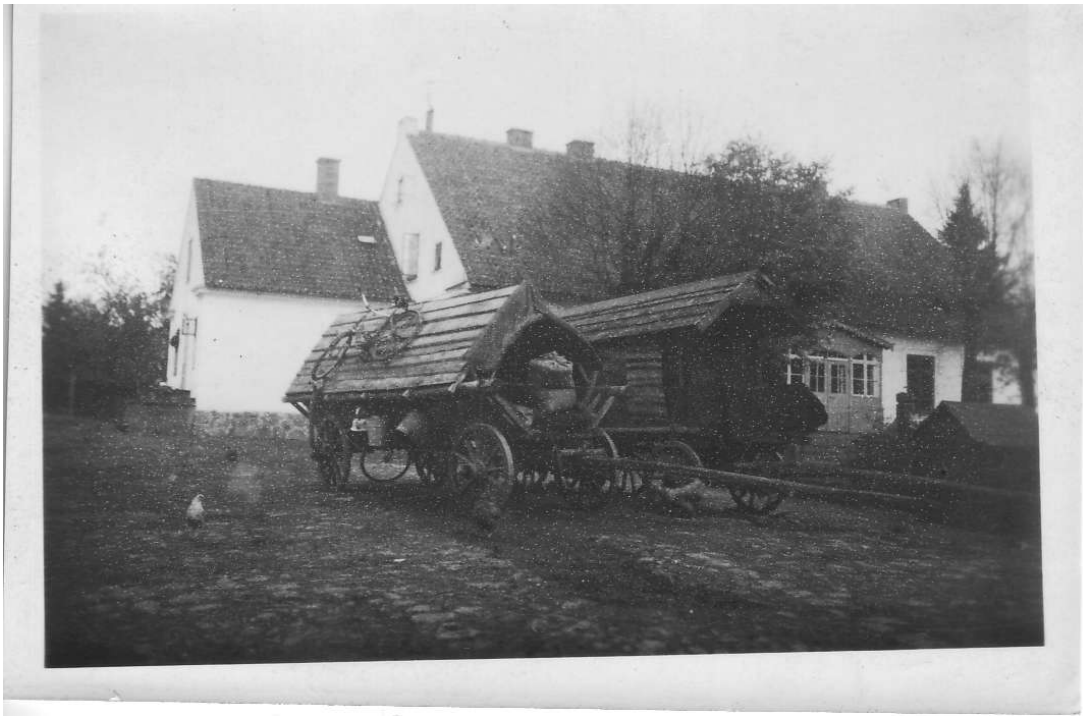
Unser Fluchtfuhrwerk bis Schrangenberg

Unser Fluchtfahrzeug: V. Li. Mutter, Bruder Werner, ich und Marie, unser Hausmädchen.

Aber daran wurde noch nicht gedacht, erst als am 12. Januar die große Offensive der Russen begann. Sie eroberten ganz schnell das gesamte Ostpreußen bis auf das sogenannte Heilsberger Dreieck. Dieses bezog sich auf das Gebiet bei Elbing bis Heilsberg und von da aus bis Königsberg, wobei Königsberg und die Strecke nach Pillau an der Ostsee zunächst noch deutsch blieb.
Jetzt gab es also nur noch zwei Fluchtwege gen Westen, entweder über das gefrorene Eis des Frischen Haffs oder über Pillau und den Seeweg.
Wie viele tausend Menschen sind bei der Flucht durch feindlichen Beschuss der Schiffe in der See versunken????? Allein durch die feindliche Torpedierung der Gustloff fanden ca. 9000 Menschen in der Ostsee ihr Grab.

Wie konnte es zu dieser Katastrophe im deutschen Osten kommen?
Es gäbe sicherlich sehr viel dazu zu sagen, aber das möchte ich den Verfassern sehr guter historischer Bücher überlassen, die es inzwischen im Handel gibt.
Von der Flucht ist zu sagen, dass sie eine reine deutsche Angelegenheit war. Zwar wurde sie durch das Näherrücken der Roten Armee ausgelöst, aber die Deutschen waren unter sich.
Was auf der Flucht geschah – vom Überrollen der Flüchtlingstrecks durch die Rote Armee sowie Beschuss und Bombardements durch den Feind abgesehen – ist von den Deutschen zu verantworten. Das begann schon mit dem Zeitpunkt der Flucht. Hätte die deutsche Führung die Flucht früher zugelassen, Frauen mit Kindern und alte Leute schon Weihnachten 1944 in den Westen geschickt, wäre das Unglück in Grenzen geblieben. Die Hinhaltetaktik der deutschen Führung hat die Leiden der Bevölkerung vergrößert.
Oft blieb die Flucht bis zum letzten Augenblick verboten. Nicht wenige Trecks zogen entgegen dem Verbot frühzeitig los. Es war keine Seltenheit, dass Trecks in

das Niemandsland zwischen die Fronten gerieten, weil sie zu spät aufgebrochen waren.
Offensichtlich sollte die Zivilbevölkerung in Frontnähe gehalten werden, um zur Stabilisierung der Front durch das deutsche Militär beizutragen. Man erwartete eine größere Kampfbereitschaft der Soldaten, wenn es nicht nur darum ging, menschenleere Höfe, sondern Frauen und Kinder zu verteidigen.
Die Verzögerungstaktik führte dazu, dass die Flucht in den tiefsten Winter fiel. An den Straßen standen Kinderwagen mit steif erfrorenen Säuglingen. Die verschneiten Felder gaben für Mensch und Tier keine Nahrung. Hinter den brüllenden Tieren sah man schwarze Punkte, und das waren verendete Tiere. Da die Nebenstraßen unpassierbar waren, musste der Flüchtlingsstrom auf die Hauptstraßen, traf dort mit Militärkolonnen zusammen, geriet unter Bomben – und Tiefflliegerbeschuss. In den Chausseebäumen hingen Bettzeug und Wäsche, in den Straßengräben lagen die Reste durch Beschuss getöteter Pferde. Angesichts des Durcheinanders von Militärkolonnen und Flüchtlingstrecks war es fast unvermeidlich, dass die Zivilbevölkerung bei den Luftangriffen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Ohne es zu wissen, haben die Fliehenden selbst zur Verschlimmerung ihrer Lage beigetragen. Viele glaubten bis zuletzt, als der Kanonendonner bereits hörbar war, noch an den Endsieg. Den Krieg in der Nähe ihres Heimatdorfes hielten sie für einen vorübergehenden Einbruch. Der rührende Glaube, es werde wieder zurückgehen, das Heimatdorf werde freigekämpft, war so verbreitet, dass es vielfach zu einer Flucht auf Raten kam. Die Flüchtlinge von der Grenze zogen ca. 100 km ins Binnenland und warteten ab.



Leere Flüchtlingswagen mit Verdeck in Schrangenberg

Kam die Front näher, zogen sie weiter, jetzt begleitet von denen, die ihnen Unterkunft gewährt hatten. So schwoll der Flüchtlingsstrom an, eine Riesenwelle wälzte sich vor ihr her. Für die Bewohner der Provinz Ostpreußen wirkte sich

zusätzlich die Erfahrung des Jahres 1914 verhängnisvoll aus. Damals waren die Zarenarmeen von deutschen Truppen aus Ostpreußen herausgedrängt worden. An die Erinnerung an die nur vorübergehende Besetzung durch die Russen klammerten sich viele auch im eisigen Winter 1945.

Die Hauptschuld an dem schrecklichen Los Ostpreußens trug der Oberpräsident, Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Erich Koch. Die Masse der ihm unterstellten und von ihm abhängigen Parteileiter gehorchte ihm blind. Vielleicht glaubte sie auch seinen hochtrabenden Worten, die die gefährliche Lage der Provinz nicht berücksichtigten wollten.
Im Grunde ihres Herzens dachten Koch und seine Kreaturen anders und handelten für sich persönlich entsprechend.
Seine Wertgegenstände schaffte der Gauleiter in 2 Waggons nach Westen. Für sich stellte er einen gepanzerten Kraftwagen, einen Fieseler Storch („Helikopter" der damaligen Zeit") und zwei Eisbrecher bereit, um sich jederzeit retten zu können.

Wie verliefen nun unsere Tage in Schrangenberg innerhalb des vom Russen umzingelten Heilsberger Dreiecks? Zunächst eigentlich recht ruhig , aber ständig mit der Angst lebend, der Russe könne uns jeden Augenblick überfallen.
Wir hätten uns zwar auf die Flucht begeben können mit Pferd und Wagen über das Eis des Haffs, aber da die Russen so schnell bis Elbing vorgestoßen waren, vermuteten wir die weitere schnelle Einnahme der Stadt Danzig durch die Russen. Bei Realisierung unserer Vermutung wäre dann unsere Flucht in den russischen Kampflinien beendet gewesen. Um dem zu entgehen, harrten wir also in Schrangenberg aus, blickten aus unserem Fenster auf eine Zufahrtsstraße zum Gut. In den ersten Tagen nach Beginn der russischen Offensive am 12. Januar 1945 meinte ich immer, die Russen würden jeden Augenblick mit ihren Panzern anrollen. Es geschah aber – gottlob – nichts. Bei Windstille war weit entfernt Kanonendonner zu hören, doch es passierte nichts. Irgendwann trat ein Gewöhnungszustand ein, so empfand ich damals, doch wir hatten noch keine Vorstellungen von den Gräueltaten der Russen. Andernfalls hätten wir gewiss früher versucht, Ostpreußen zu verlassen. So harrten wir also ruhig der Dinge, die da kommen sollten. Ich war durch mein „Gipsbein" zu jener Zeit behindert, zumal ich keinen Gehgips hatte.
Im Januar hatte es einige Tage stark gefroren. Dadurch hatte das Haff eine geschlossene Eisdecke. Wo immer auch Erich Koch Menschen zur Flucht aufrief, so geschah das meist zu spät. So ereilte uns der Räumungsbefehl eigentlich auch nicht früh genug.
In der Zeitung wurde auf Veranlassung Kochs zur Flucht über das zugefrorene Frische Haff aufgerufen und damit Reklame gemacht, in welcher vorzüglichen Organisation die Auffahrt und Überfahrt über das Eis vonstatten gehen würde. Diese Lesart imponierte zwar, aber richtig daran glauben konnten wir nicht. Also harrten wir weiter aus, bis am 07. Februar nachmittags die SS zu uns kam und uns sozusagen rausschmiss.
Unser Leidensweg bei Kälte im Winter – es herrschten zwar keine Minusgrade, doch immerhin kaltes Winterwetter - begann also jetzt.
Am frühen Nachmittag des 08.Februar fuhren wir los auf einem offenen Leiterwagen, von zwei schönen Trakehner Stuten unserer Angerwieser Verwandten, gezogen. Außerdem hatten wir noch ein Ersatzpferd dabei. Wir waren sechs Personen: Tante Anna und ihre erwachsenen Töchter Ruth, Gerda und Käte (meine Cousinen), Mutti und ich. Als Kutscher fungierte Franz, ein kriegsgefangener Pole der Angerwieser. Er verstand sich gut aufs Kutschieren.

Wir konnten längst nicht mehr alles mitnehmen, was wir bis Schrangenberg gerettet hatten, da so viele Personen auf einem Wagen waren. Wir hatten sogar auf ein Wagenverdeck verzichtet, um mehr Ladungskapazität zu haben. Auf jeden Fall brauchten wir für uns Lebensmittel und – äußerst wichtig – Futter für die Pferde. Bei Soldaten auf einem geschlossenen Lkw in Heiligenbeil erhielten wir unser erstes Nachtquartier auf der Flucht.
Am 09.Februar kamen wir ca. 15.30 Uhr am Frischen Haff (Süßwasser) an und waren erstaunt, wie gut die Auffahrt auf das Eis organisiert war. Deswegen wähnten wir uns bereits in zwei Stunden (ca. 8 km) am anderen Ufer. Über die Fahrrinne mit offenem Wasser waren Planken gelegt, und wir wurden sicher hinübergeleitet. Doch was jenseits der Fahrrinne vor sich ging, glich einem vollkommenen Chaos. Wagen und Menschen stauten sich. Die Polizei ermahnte immer wieder: 50 Meter Abstand halten! Bedingt durch das Tauwetter liefen bzw. standen die Pferde teilweise fast bis zu den Knien im Wasser. Dass uns dabei nicht wohl zumute war, dürfte verständlich sein. Wir standen die ganze Nacht fast auf einer Stelle, kamen kaum voran, weil die angegebene Route verstopft durch Fahrzeuge und Menschen war.
Jeder von uns hing insgeheim seinen ängstlichen Gedanken nach auf dieser Todesfahrt, begleitet von Schreien der einbrechenden Menschen und lautem feindlichen Kanonendonner.
Bereits in der Morgendämmerung erkannten wir das ganze Ausmaß der Katastrophe:
Wir sahen Reste der versunkenen Wagen, da, wo noch die Deichsel aus dem Wasser ragte und überall tote Menschen und Pferde. Weiterhin kamen wir sehr langsam voran, standen am 10. Februar nachmittags in Sichtweite zum Ufer, hätten aber beim Einbrechen ins Eis wahrscheinlich noch ertrinken können. Inzwischen hatte sich eine große Eisscholle gebildet, auf der wir standen. Da gab es nun Überlegungen: wie kommen wir über den Spalt sicher ans Ufer???? Doch mit einmal entdeckten wir, wie zwei französische Kriegsgefangene einem Fuhrwerk halfen, indem sie das Gespann mit Peitschen und Geschick über die Spalten leiteten. Nachdem wir das beobachtet hatten, nutzten wir die Gelegenheit, uns von diesen beiden Männern helfen zu lassen. Wir boten ihnen Brot an, doch sie fragten nach Speck und bekamen beides von uns. Als wir das Ufer erreicht hatten – es war Gerdas Geburtstag – fielen wir uns vor Freude in die Arme.
Mein Gipsbein war inzwischen ziemlich feucht und brüchig geworden.
Am 11. Februar kamen wir überhaupt nicht voran, nur ca. 300 m konnten wir fahren. Wir gingen in eine Fischerhütte, die gerammelt voll war, doch sitzend konnten wir die Nacht wenigstens mit einem Dach über unseren Köpfen verbringen.
Am 12. Februar wollten wir quer über die bewaldete Nehrung bis an den Ostseestrand, schafften es jedoch wegen der verstopften Straße nicht. Wir kamen nur ca. 4 km voran und haben sitzend auf unserem Fuhrwerk mehr oder weniger geschlafen.
Den Ostseestrand erreichten wir am 13. Februar und fuhren an der See entlang. Der Sand war nicht festgefahren, so dass wir durch viele große Kuhlen fahren mussten. Wahrlich ein Wunder, dass unser Leiterwagen standhielt! Wir fuhren also westwärts, erreichten Kahlberg, einen ehemaligen Sommerkurort, aber 10 km weiter gab es wieder eine Zwangspause. Uns bot sich das gleiche „vornehme“ Nachtquartier wie die Nacht zuvor, nämlich unter freiem Himmel, diesmal aber bei Sturm und Schnee. Dennoch empfanden wir die Kälte nicht so, wie wir sie heute in solcher Situation empfinden würden. Allerdings hatten wir uns zu unserem Schutz in Pelze und Decken gehüllt. Man kann darüber rätseln, aber ich behaupte, dass sich

der Mensch bis zu einem gewissen Grade den Verhältnissen anpasst, um zu überleben.
Doch nach jeder Nacht, die wir im Freien verbringen mussten, schmerzten uns morgens die Zähne. Da war ein Schluck aus einer Cognacflasche, die meine Mutter wohlweislich mitgenommen hatte, wie Medizin. Waschen war Luxus. Das konnte man sich nur denken.
Zur Erledigung menschlicher Bedürfnisse stieg man vom Wagen hinunter, setzte sich beim Fuhrwerk an den Straßenrand, oder wo auch immer, damit man es nicht aus den Augen verlor, um dann wieder aufzusteigen.
In Stutthof, nachdem wir die Nehrung hinter uns gelassen hatten, vermuteten wir eine Auffahrt landeinwärts, aber diese Vermutung war nur Hoffnung – gleichsam einer Fata Morgana. Der sonst im Sommer so bezaubernde Ostseestrand hatte etwas Bedrohliches an sich, dennoch mussten wir weiter und fanden dann bei Pasewark eine Auffahrt und sogar eine gute und warme Unterkunft, wo wir uns ausstrecken und unsere Sachen trocknen konnten.
Da wir uns jetzt, am 15. Februar, im Weichsel-Delta befanden, mussten wir, um nach Danzig zu kommen, zwei Weichsel-Arme passieren. An einem Tag gelang es uns, mit einer Weichsel-Fähre überzusetzen und ans andere Ufer zu kommen. In einem Massenquartier, zusammen mit Polen, fanden wir eine schlechte Unterkunft. Sofern uns Massenquartiere mit altem Stroh zugewiesen wurden, haben wir nicht in dem Stroh geschlafen, sondern die Nacht sitzend bzw. liegend auf dem Fußboden verbracht – aus Angst vor Läusen!
Der Empfang von Verpflegung war einigermaßen geregelt: Wir erhielten da, wo wir uns gerade befanden, morgens und abends Verpflegung, also 2x täglich. Außerdem bekam jedes Pferd eine bestimmte Haferzuteilung. Das war folgendermaßen organisiert: Man holte sich Gutscheine für Hafer bei der zuständigen Ausgabestelle. Wenn dann beispielsweise auf dem Gutschein die Menge von 6 kg angegeben war, setzten wir dann und wann eine 1 vor die 6, das waren dann 16 kg, so dass unsere Pferde wieder reichlich Kraftfutter hatten, denn von der Leistung der Pferde hing alles ab.
Am 17. Februar – vor dem Übersetzen auf den 2. Weichsel-Arm – stauten sich die Fuhrwerke wieder. Das Militär versuchte, den Verkehr zu regeln.
Meine Mutter, resolut wie immer, packte die Gelegenheit am Schopf, beim Militär eine Vorfahrtsgenehmigung zu erlangen, weil die Abnahme meines Gipsverbandes schon überfällig war. Mit dem gewünschten Papier in der Hand, durften wir nun alle anderen Wagen überholen. Dieser Vorgang verschaffte uns so einen großen Vorsprung, dass wir wieder einmal den Russen entkommen konnten. Der Gipsverband wurde mir am 17. Februar im Krankenhaus in Danzig-Langfuhr abgenommen. Das Bein wurde geröntgt, und der Knochen war gut verheilt. Mit dem Gehen bzw. Laufen klappte es vorerst noch nicht so gut; das musste die Zeit bringen, doch ich konnte wenigstens wieder einen Schuh anziehen. In der Fabrik Druckemöller fanden wir ein gutes und warmes Quartier. Es waren mehrstöckige Betten aufgestellt, und wir konnten sogar warm duschen. Purer Luxus!!!!!
Der 18.Februar, ein Sonntag, ließ sich sehr gut an. Es war ein ruhiger und vom Wetter her ein freundlicher Tag, der viele Flüchtlinge veranlasste, in dieser guten Unterkunft sich noch weitere 24 Stunden auszuruhen. Doch wir waren uns einig, aufzubrechen. Bei trockenem fast frühlingshaftem Wetter und leeren Straßen fuhren wir 50 km bis nach Pommern und fanden Quartier in der Schule Gossentin. Es war zwar nicht gut, aber wir hatten wenigstens ein Dach über dem Kopf. Die Pferde hatten diesen Luxus nicht. Wir waren sehr besorgt um unsere lieben Weggenossen, denen wir so unendlich viel zu verdanken hatten. Die beiden Trakehner Stuten

waren sehr genügsam und zäh. Das 3. Ersatzpferd hatte Räude, die sich immer mehr ausbreitete.
Unangenehmer schneidender Wind wehte am 19. Februar. Deshalb fuhren wir nicht weit und fanden eine gute Bleibe auf frischem Stroh auf einem Gut in Aalbeck.
Am nächsten Tag ging ´s dann weiter bis Stojentin, wo wir erst im Dunkeln beim Bauern Lehmann unser Haupt niederlegen konnten. Am 21. Februar fuhren wir nur ca. 20 km und fanden Nachtquartier in Schojow bei der Deputantenfamilie Zühlke.
Der nächste Tag war mein Geburtstag. Wir fuhren weiter – wie üblich – und konnten unsere müden Häupter auf einem großen Bauernhof ausruhen beim Amtsvorsteher in Strickershagen vor Stolpmünde.
23. Februar: Unser Treck zog immer weiter; um 18 Uhr Quartier in Neukugelwitz beim Bauern Strelow, 4 km von der ausgewiesenen Treckstrecke entfernt.

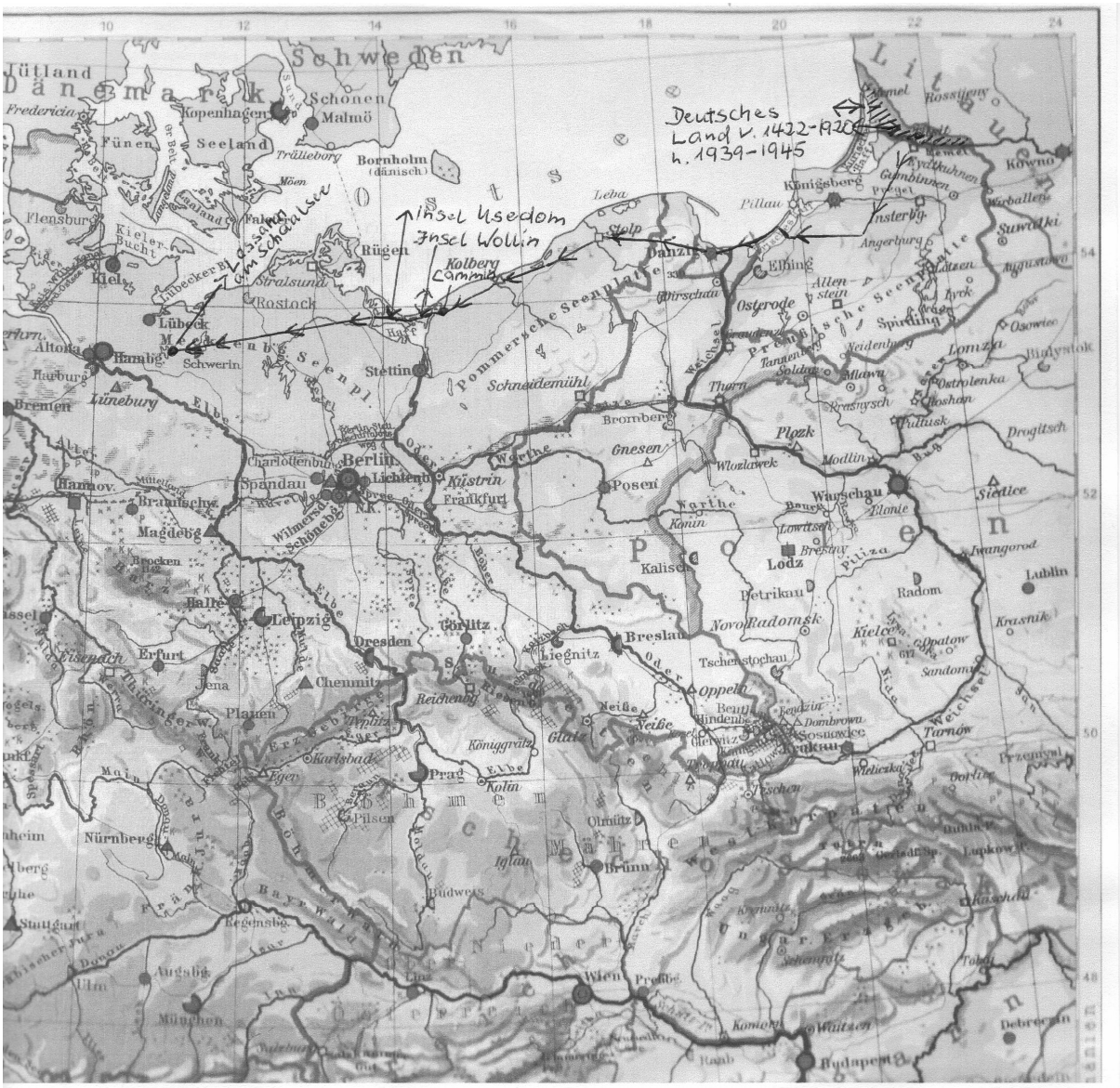
Was bewegte uns nun damals eigentlich? - - - Das unbestimmte Gefühl, im Westen sicherer zu sein als im Osten. Im Unterbewusstsein erkannten wir den Russen – sofern er uns einholen sollte – als Gefahr. An den Sieg dachte wohl keiner der Flüchtlinge mehr. Dennoch konnte man zu der Meinung gelangen, dass die Menschen, speziell die Einheimischen, bei denen wir Quartier in Pommern fanden, an ihre eigene Flucht noch nicht im Entferntesten dachten. Wie viele dieser Menschen wohl vom Russen überfallen, geschunden, vergewaltigt und/oder ermordet worden sind?
Zunächst hatte bei uns oberste Priorität: Gesundheit und Zugkraft der Pferde, unser Überleben sowie das Durchhaltevermögen unseres Kutschers Franz, der uns kutschierte und für die Pferde sorgte. Franz war ohnehin ein „Kapitel für sich“. So gut er für die Pferde und dafür sorgte, dass es vorwärts ging, waren die Motive dafür sehr eigennütziger Art: Franz hatte nämlich höllische Angst vor den Russen und versuchte alles zu tun, um ihnen zu entfliehen. Er konnte sich mit anderen Kriegsgefangenen gut verständigen, da er sehr vieler Sprachen, ja sogar Esperanto, mächtig war. Daher wusste er zu jener Zeit über Politik besser Bescheid als wir alle zusammen, denn wir waren von jeglichen Informationen abgeschnitten.
Solange wir ihm (Franz) täglich eine gewisse Zigarettenration zukommen lassen konnten, war das Auskommen mit ihm gut. Doch ich werde noch an anderer Stelle auf ihn aufmerksam machen.
Der 24. Februar war ein unfreiwilliger Rasttag, weil die Pferde beschlagen werden mussten.
25. Februar, ein Sonntag: Das Militär jagte uns immer weiter. Wir waren im wahrsten Sinne des Wortes Vertriebene. Am Nachmittag begann es zu regnen. Da waren die Fuhrwerke gut dran, die eine Plane hatten, aber wir hatten dieses Gewicht gespart, um statt dessen mehr laden zu können, zumal wir sieben Personen (einschließlich unserem Kutscher Franz) auf dem Fuhrwerk waren. Am Abend war es schwierig, eine Bleibe für die Nacht zu finden, doch schließlich fanden wir Unterschlupf bei einem Gastwirt in Steinort, wo auch die Pferde gut versorgt werden konnten.
Am 26. Februar hat es unaufhörlich geregnet. Deshalb fuhren wir nicht weiter, obgleich wir eigentlich weiterziehen sollten. Die Gastwirtsfrau hat uns gut und reichlich verpflegt.
Am nächsten Tag brachen wir bereits sehr früh auf, immer weiter gen Westen mit unbekanntem Ziel. Die Straßen waren wieder einmal von Trecks und Militär überfüllt.
Erst ca. um 21 Uhr kamen wir in Köslin an. Alle für die Flüchtlinge vorgesehenen Quartiere waren bereits besetzt. Ein Dach über unseren Köpfen fanden wir

schließlich im Kösliner Altersheim, wo wir, auf Stühlen sitzend, die Nacht verbrachten.
28. Februar: Als wir fahren wollten, vermisste meine Mutter ihr Portemonnaie mit ca. 140,-- RM und dem Quartierschein für die folgende Nacht. Wir hätten es kaum für möglich gehalten, dass auch damals Geld gestohlen wurde, obwohl man damit gar nicht so viel anfangen konnte. –
Im Dunkeln erreichten wir das Gut Wendhagen – wie es auf dem Quartierschein geheißen hatte. Dort erfuhren wir schlechte Aufnahme.
1 März: Weiter ging es in Richtung Kolberg. Unterwegs regnete es wieder einmal, doch allmählich ließ der Regen nach, und es wurde trocken.
Eine gute Unterkunft fanden wir beim Ortsbauernführer Henke in einem Ort, 21 km von Treptow entfernt.
Am 2. März kamen wir kurz vor Einsetzen der Dunkelheit in Treptow/Rega an und sollten in ein Massenquartier. Wir suchten nun auf eigene Faust eine Bleibe und fanden bei der Friseurfamilie Appenburg herzlichste Aufnahme.
Am nächsten Tag bewirteten uns die lieben Appenburgs noch mit einem vorzüglichen Mittagessen am weiß gedeckten Tisch. (Gerda besuchte am Vormittag ihre Schwiegereltern in der Nähe von Treptow).
Nach dem Mittag fuhren wir los und kamen wegen überfüllter Straßen nur 12 km weiter bis nach Zirkwitz. Bei Familie Wesenberg konnten wir unsere müden Häupter niederlegen.
Auch am folgenden Tag ging es langsam vorwärts. Abends um 22 Uhr erreichten wir Cammin.
Wir bekamen zu so später Stunde kein Quartier mehr und nächtigten auf dem Fuhrwerk.
Franz schlief sogar im Sitzen so fest, dass es kräftigen Weckens bedurfte, um ihn nachts um 2 Uhr zur Weiterfahrt zu bewegen. Er war ziemlich wütend, gestört zu werden, ließ uns zwar seine Wut spüren, aber die Angst vor dem Russen „saß ihm im Nacken“ Also fuhren wir nachts bereits weiter. Das Vorwärtskommen gestaltete sich hier besonders schwierig.
Am Nachmittag – wir standen ca. 4 km vor Wollin – gab es allergrößte Aufregung. Ungefähr 6 km hinter uns – wir hatten die Stelle Stunden zuvor passiert – waren 26 russische ‚Panzer durchgebrochen und hatten die Trecks überrollt. Einige wenige Menschen, die sich aus dem Inferno zu Fuß, nur das nackte Leben retten konnten, berichteten weinend, unter Schock stehend, davon. Wir waren ob dieser grauenvollen Tatsache auch sehr betroffen, wurden sehr still, und jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

WÄREN WIR NICHT NACHTS IN CAMMIN AUFGEBROCHEN, HÄTTE UNS DIESES SCHICKSAL AUCH EREILT!
Die Straßen waren mehr als voll, da sich die Wehrmacht von der nahe gelegenen Front gen Westen zurückzog. Die Flüchtlinge mussten zunächst warten.
Wir waren froh, als wir dann abends die Brücke über den Fluss Dievenow, der die Insel Wollin vom Festland trennt, passieren konnten. An eine Unterkunft für die Nacht war nicht einmal zu denken. Also fuhren wir – soweit es möglich war – die ganze Nacht, denn das Weiterkommen war sehr begrenzt. In der Dunkelheit hörten wir Kanonendonner, denn es wurde Cammin beschossen, und wir sahen den Ort während der Nacht brennen.
Was ist wohl aus den Menschen geworden, bei denen wir uns noch eine köstliche Milchsuppe kochen konnten????

WAS WÄRE AUS UNS GEWORDEN, HÄTTEN WIR DORT EIN NACHTQUARTIER BEZIEHEN KÖNNEN??? Derartige Gedanken bewegten uns zutiefst.
Über den Friseur Appenburg aus Treptow, dessen Familie uns so liebevoll aufgenommen hatte, hörten wir folgendes: Die Familie ist nicht dem Russen entkommen, und Herr Appenburg wurde mit einem Seil an einen Panzer gebunden und während der Panzerfahrt zu Tode geschleift.
6. März: Als es hell wurde, erfuhren wir, dass der Treck vor uns bis Swinemünde (ca. 20 km) reicht. Über die Swine, die die beiden Inseln Wollin und Usedom voneinander trennt, war von der Wehrmacht eine Notbrücke errichtet worden, da die feststehende ein Opfer des Krieges geworden war. Es war nicht daran zu denken, vorwärts zu kommen. Am Abend konnten wir 500 m fahren.
Übernachtet wurde unter freiem Himmel. Zum Glück waren die Temperaturen schon ein wenig frühlingshaft, so dass es leichter zu ertragen war.
8. März: Am Morgen kamen wir ein beachtliches Stück weiter. Dann standen wir wieder –vor Misdroy. Dort bekamen wir erstmals auf der Insel Verpflegung: Jeder ein Stück trockenes Brot. Die Pferde bekamen hier überhaupt kein Futter zugeteilt. Als ob wir es geahnt hätten, hatten wir zuvor 150 kg Hafer organisiert. Um den Pferden etwas heuähnliches Futter zu bieten, rupften wir mit unseren Händen trockenen Strandhafer aus dieser Heidelandschaft, den die Pferde dann gerne zusätzlich fraßen. Ich als Vierzehnjährige empfand diesen derzeitigen Zustand nicht mehr so ernst. Wenn man jung ist, nimmt man alles nicht so schwer! Bei Sonnenwetter saßen meine Cousinen und ich hinten auf dem Wagen und. vertrieben uns die Zeit mit Kartenspielen. Man konnte ohnehin nichts ändern. Am Nachmittag ging es endlich weiter. Wir kamen bis kurz vor Pritter.

Meine Fluchtroute: ←←←←←



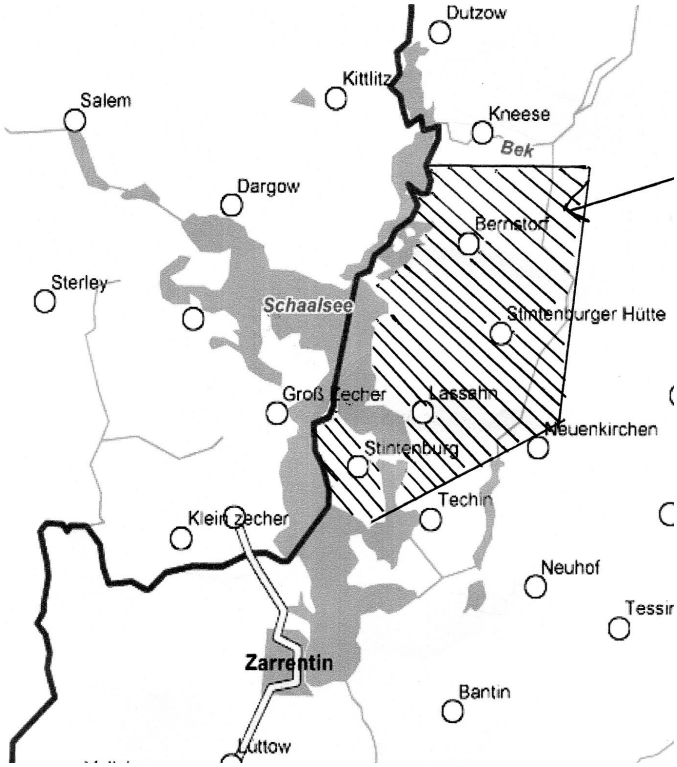
9. März: Endlich konnten wir am Nachmittag über die Notbrücke in Swinemünde fahren und kamen ein gutes Stück weiter bis 10 km vor Usedom.
Auch hier hatten wir unwahrscheinlich großes Glück: AM 12. MÄRZ WURDE SWINEMÜNDE FÜRCHTERLICH BOMBARDIERT,UND DIE STADT, DIE ZU DER ZEIT NEBEN DER EINHEIMISCHEN BEVÖLKERUNG VOLLER FLÜCHTLINGE WAR, ERLITT DADURCH VIELE VERLUSTE AN MENSCHEN, KULTUR-UND SACHWERTEN.
Das geschah also 3 Tage, nachdem wir Swinemünde verlassen hatten.
Statt in ein Massenlager zu gehen, zogen wir es vor, auf unserem Fuhrwerk unter freiem Himmel zu schlafen.
An diesem Tag entdeckten wir, dass vermutlich Franz uns bestohlen hatte. Es fehlte nämlich ein Koffer meiner Cousine Käte mit sehr guter Wäsche. Ich glaube nicht, dass wir Franz zu Unrecht verdächtigten, diesen Koffer gestohlen zu haben, denn der Zigarettenvorrat meiner Mutter, von dem sie Franz täglich eine Tagesration zukommen ließ, war verbraucht. Eigenartigerweise hatte Franz immer Zigaretten. Normalerweise konnte man keine Rauchwaren kaufen (aber vielleicht gegen Wäsche tauschen?). Doch auch das konnte verschmerzt werden!

10. März: In der Nähe von Usedom passierten wir die feste Brücke über die Peene und erreichten damit wieder das Festland.
Jetzt ging es zügig weiter, und bereits am Abend erreichten wir Anklam, wo wir für uns und die Pferde ein gutes Quartier fanden. Daher legten wir auch am folgenden Tag einen Ruhetag ein, der uns und den Pferden gut tat.
Bemerkenswert ist, wie zäh unsere zarten Trakehner Stuten waren! Wir haben viele Kaltblüter (schwere, kompakte Pferde) tot am Straßenrand liegen sehen. Diese Rasse war wohl derlei Strapazen nicht gewachsen.
Jetzt war zunächst die Gefahr, vom Russen überrollt zu werden, gebannt, denn die östliche Front befand sich immer noch bei Cammin. Dennoch fuhren wir immer weiter westwärts – wie es alle machten, zumal unsere Pferde uns immer noch treue Dienste leisteten. So gelangten wir am 12. März nach Friedland und fanden eine Privatunterkunft bei einem Gastwirt.
Am 13. März kamen wir in Neubrandenburg an, wo wir wieder einmal auf Stühlen schliefen, um einem Massenquartier zu entgehen.
14. März: Es ging zügig voran bis Groß-Lukow hinter Penzlin, wo wir im Pfarrhaus schlafen konnten.
15.März: Fahrt bis nach Waren/Müritz. Wieder Übernachtung auf dem Fuhrwerk, um das uns zugewiesene Massenlager zu umgehen. Zum Glück war es nicht mehr so kalt und somit erträglicher.
Obwohl wir jedes Massenquartier gemieden hatten, fanden Mutti und ich in unseren Kleidern Läuse. ENTSETZLICH! Es blieb uns nichts anderes übrig, als damit zu leben in der Hoffnung, dass unsere Flucht bald ein Ende finden möge. Immerhin waren wir jetzt schon fünf Wochen unterwegs.
Am 16. März fanden wir in Robel eine private Bleibe.
17. März: Wir konnten wieder zügig fahren und schliefen in Finken in einem Heuschuppen bei den Pferden.
Zu der einheimischen Mecklenburger Bevölkerung ist folgendes zu sagen: Diese Menschen auf dem Land lebten fast wie im Frieden, auch als die große Fluchtwelle durch das Land rollte. Aus dieser Sicht konnte man mit einiger Mühe verstehen, dass die Flüchtlinge nicht gerne gesehen und zum Teil als Abschaum der Menschheit angesehen wurden. Diese Sichtweise empfanden wir natürlich als Kränkung, verbannten aber derlei Gedanken schnell aus unseren Köpfen. Für uns war nur wichtig: So weit wie möglich in den Westen zu gelangen und eine dauernde Bleibe zu finden
Ein Beispiel für unsere Vermutungen erlebten wir am 18. März. Bei einem Bauern in Retzow fanden wir ein Quartier. Dort wurde die Konfirmation eines Kindes gefeiert, und wir spekulierten auf die Brosamen, die von des Herren Tische fallen....., jedoch vergeblich!
In Lübz, am 19. März angekommen, wurde uns ein furchtbar dreckiges Zimmer zugewiesen, das wir erst gründlich säuberten. Den Quartiergebern war das gar nicht recht.
Dann fuhren wir weiter über Parchim, Ludwigslust, Hagenow, Wittenburg, bis wir am 27. März in Zarrentin ankamen.
Als wir am nächsten Tag weiterziehen wollten, konnten die Pferde wegen Entkräftung nicht mehr aufstehen. Wir richteten uns dort noch einen weiteren Tag ein in der Hoffnung, dass die Pferde, nach einem Erholungstag, wieder einsatzfähig sein würden. Doch das war Illusion, wie sich später herausstellte.
Mit größtem Aufgebot aller Kräfte schafften es die Pferde am 29. März, uns in das 10 km entfernte Dorf Lassahn am Schaalsee/Schleswig-Holstein, zu ziehen.

Hier fand zunächst unsere Flucht nach sieben Wochen ein Ende. Tante Anna mit Ruth, Gerda und Käte fanden ein Zimmer beim Bauern Wessel, wo auch die Pferde eine Unterkunft hatten. Leider haben unsere treuen Weggenossen die Strapazen der Flucht (insgesamt über 1000 km unter schwierigsten Bedingungen) nicht überstanden und konnten nicht mehr gerettet werden.
Meine Mutter und ich bekamen in der Nachbarschaft der Verwandten bei sehr netten Leuten namens Kummer ein Zimmer. Vor dem Krieg, als der Mann noch zu Hause war, haben Kummers eine Bäckerei betrieben.
Gott sei Dank, wir konnten endlich zur Ruhe kommen, unsere wenige Habe auspacken, uns entlausen (die Anzahl dieser unliebsamen Tiere hielt sich noch in Grenzen), uns richtig waschen, Wäsche und Kleidung wechseln, uns bescheiden einrichten und jeder in einem Bett schlafen.
Unsere Wirtsleute waren sehr freundlich und menschlich, und wir erhielten sogar ein Stück ihres Gartens, auf dem wir Gemüse anbauen konnten. So gestaltete sich unser Leben relativ beschaulich, bis am 02.05.45 die Amerikaner das Gebiet eroberten. Zum Glück ging das ohne Kämpfe und Blutvergießen vonstatten. In der kleinen Gemeinde mit wenigen angrenzenden Dörfern änderte sich kaum etwas. Wir konnten Lebensmittel kaufen; uns schräg gegenüber gab es eine Fleischerei, inmitten des Dorfes bei der Molkerei waren deren Produkte zu haben, etwas weiter entfernt am See verkaufte der Fischer wunderbare frische Fische, hauptsächlich Maränen, eine Heringsart, und dünne Aale. So konnten wir uns bestens versorgen, denn wir durften bei unseren Wirtsleuten in deren Küche kochen.
Zwar musste ich im Laufe des Sommers auf ein benachbartes Gut zum Ernteeinsatz – je nach Bedarf – (bei Verweigerung hätte ich keine Lebensmittelkarten bekommen), aber ansonsten verlebte ich einen wunderbaren Sommer. Es hatten sich viele Kinder des Dorfes zusammen gefunden, und wir gingen jeden Tag und bei jedem Wetter zum nahe gelegenen See, um zu baden. Dort habe ich erst richtig schwimmen gelernt.
Der Verlust der Heimat berührte mich in jungen Jahren nicht so wie heute.
Für uns endete der Krieg also sechs Tage vor der Kapitulation.
In der kleinen Gemeinde mit wenigen angrenzenden Dörfern änderte sich in der ersten Zeit kaum etwas. Wir sahen Franz ab und zu hoch erhobenen Hauptes durch das Dorf gehen – gleich einem Herrenmenschen. An einen Gruß bzw. miteinander zu sprechen, konnte nicht im Entferntesten gedacht werden.

Um die Versorgung der Bevölkerung mit Brot zu sichern, wurden bei unseren Wirtsleuten zwei Bäcker beschäftigt, die herrliches Brot gebacken haben. Die Vorrichtung war immer noch betriebsbereit aus der Zeit, als der Mann unserer Wirtin selbst noch die eigene Bäckerei betrieb. Die Menschen kamen also an gewissen festgelegten Tagen, um Brot zu kaufen.
Meine Mutter und ich haben dabei kräftig geholfen, und ich freute mich darüber, mich nützlich machen zu können.
Im Juli 45 besetzten die Russen ganz Mecklenburg (die Amerikaner zogen sich zurück), und die Gemeinde Lassahn war – landum – von Mecklenburg umgeben. Folglich bestand eine Verbindung zum Westen nur über den Schaalsee. Zur Verdeutlichung der Situation diene die beigefügte Karte des Schaalsees. Damit sich das Leben einigermaßen normal gestalten konnte, wurde eine Fähre über den See eingesetzt.
Doch dieser Zustand sollte nur für eine Übergangszeit gelten.
Anfang November1945 erging folgender Aufruf an die gesamte Bevölkerung der Gemeinde Lassahn: Die Gemeinde Lassahn wird gegen ein anderes Gebiet zwischen

der Britischen und der Russischen Besatzungsmacht getauscht, d. h. also, dass die Gemeinde L. dem russisch besetzten Territorium zugeschlagen wird. Die Bevölkerung kann sich evakuieren lassen und alle beweglichen Güter mitnehmen. Wir – und auch unsere Verwandten – wählten diesen Weg. Wir verarbeiteten noch ½ Schwein, besorgten 2 Sack Kartoffeln, 2 Sack Holz und packten unsere wenige Habe, und ab ging es dann ins Auffanglager nach Ratzeburg.
Ich will zwar meiner Mutter keinen Vorwurf machen, aber es war ziemlich blauäugig, nur mit so wenigen Lebensmitteln und so wenig Heizmaterial vorzusorgen, denn ab November/Dezember 1945 begann für uns die entbehrungsreichste Zeit nach dem Krieg, zumal im Dezember 45 mein Vater heimkam.
Mein Vater war mit einem kleinen Schiff von Pillau den Sowjets entkommen und in Thüringen in der sowjetischen Besatzungszone „gelandet".
Als dort die Schulen nach dem Krieg öffneten, durfte Vater im Schuldienst arbeiten, doch nachdem er seine Zugehörigkeit zur NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei) und seinen kleinen Schulungsleiter in dieser Partei angegeben hatte, wurde er aus dem Schuldienst entlassen und Landarbeiter.
Bruder Werner kam im Sommer 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft heim.



Diese Großgemeinde war nach Norden, Osten und Süden von Mecklenburg umgeben. Mecklenburg war ab Juli 1945 russische Besatzungszone, während Lassahn britische Besatzungs-Zone blieb, da diese Gemeinde zu Schleswig-Holstein gehörte. Daraus ergab sich, dass die Bewohner Lassahns die Kreisstadt Ratzeburg und den Westen nur über den See erreichen konnten. Durch einen Fährverkehr wurde das zwar möglich, aber Engländer und Russen einigten sich über den Tausch dieses Gebietes gegen ein anderes.

Weiteres ist meinem Bericht zu entnehmen.

Nach einigen Tagen im Auffanglager Ratzeburg fanden wir und auch unsere Verwandten eine Bleibe in Buchholz, 5 km von Ratzeburg entfernt. Wir bekamen zwei kleine Dachkammern, so eng, dass, wenn wir fünf Familienmitglieder (Bruder Ernst kam 1947 aus Amerika – 1944 in der Normandie in Gefangenschaft geraten) uns betten wollten, es nur nacheinander mit Aufstellen von Klappbetten geschehen konnte.

Ab diesem Zeitpunkt (Dezember 1945) begannen für uns einige Leidensjahre mit schlechten und zu beengten Wohnverhältnissen, Hunger und Kälte.

Hinzu kam noch, dass wir teilweise von den Einheimischen, die nichts verloren hatten, als geringwertige Menschen angesehen wurden.
Wir kamen aus Ostpreußen, einem mindestens kulturell genauso entwickelten Land wie Schleswig-Holstein mit vielen Geistesgrößen wie z. B. Kant, Herder, Agnes Miegel, Copernicus (um nur einige zu nennen) und viele mehr.
Doch daran wollte sich niemand erinnern, und wir waren zu sehr damit beschäftigt, uns um unser ÜBERLEBEN zu kümmern! Dennoch empfanden wir diesen Zustand als sehr kränkend.
Ein Beispiel unserer Hauswirtin, pure Schikane: Wir bekamen keinen Haustürschlüssel, hätten aber einen gebraucht, zumal Bruder Ernst und ich im Sommer 1947 in Ratzeburg einen Tanzkursus belegt hatten und abends spät nach Hause kamen.
Da kam meine Mutter auf die praktische Idee (sie schlief am Fenster), eine Schnur um ihr Handgelenk zu binden und diese Schnur aus dem Fenster des ersten Stockwerkes herunter zu lassen. So sah dann unsere „Haustürklingel“ aus. Im Nachhinein klingt diese kleine Episode amüsant, beinhaltet jedoch für die damalige Zeit eine gewisse Tragik.

Doch auch nach dem Krieg hatte jeder sein eigenes Schicksal.

Am wichtigsten war jedoch, dass wir den Sowjets entkommen waren und wir gesund an Leib und Seele im Westen leben konnten.

Dankbar waren wir auch, dass unsere ganze Familie ab 1947 wieder beisammen war dank der Verbindungsadresse unserer Verwandten, die bereits während des Krieges in den Westen gezogen waren.

Die Flucht und die Nachkriegszeit waren gefährliche, traurige, entbehrungsreiche, erbarmungslose Jahre für uns wie auch für viele andere Menschen.
Ich habe Not und Elend gesehen, welche sich junge Leute und die nachfolgende Generation, die im Überfluss aufwächst, nicht vorzustellen vermag.

Die größte Not hatte für uns und für viele andere ein Ende mit dem Tag, als die Währungsreform am 20. Juni 1948 in Kraft trat und die Deutsche Mark eingeführt wurde. Jeder erhielt ein sogenanntes Kopfgeld von zunächst 40,00 DM und später noch 20,00 DM, so dass das Notwendigste gekauft werden konnte.
Die RM (Reichsmark) wurde entwertet im Verhältnis 100:10 bzw.100:6,5,was für Menschen mit Ersparnissen große Härte bedeutete, doch allmählich blühten wieder Handel und Wandel, und Deutschland gelangte dank des Fleißes seiner Bürger zu Wohlstand.

Doch bei allem, was ich erlebt habe, werde ich mich zeitlebens an alles Schreckliche meiner Jugend erinnern, doch zum Glück denke ich selten daran.
Allerdings bedarf es bisweilen nur eines kleinen Anstoßes, und alles ist wieder präsent.
Aber ich bin nicht verbittert ob meiner Erlebnisse, dadurch nähme man an sich selbst Schaden.
Der große Wunsch in mir ist immer lebendig, meine ostpreußische Heimat wieder zu sehen.

Und das habe ich mir für die nächsten Jahre vorgenommen in der Hoffnung, dass die Realisierung dieses Wunsches nicht nur schmerzliche Erinnerungen in mir auslöst, sondern mich auch im Guten beeindrucken und bewegen wird.
Es wird, wie ich hoffe, die Wiedergewinnung von Verschüttetem und verloren Geglaubtem sein.

Dieser Bericht über einen Teil meines Lebens, den ich hier aufgezeichnet habe, will nicht konkurrieren mit anderen Berichten, die man im Buchhandel kaufen kann.
Er geht ganz bewusst von der Gegenwart aus und einer bisweilen lückenhaften Erinnerung.

Und gefragt, was denn von diesen unerfreulichen Erlebnissen über Jahrzehnte im Gedächtnis bleibt, in einem weiterlebt, vielleicht bis heute eigenes Verhalten beeinflusst und immer noch Albträume auslöst, muss ich schlicht sagen: Das alles hat mich geprägt.
Und damit schließe ich meinen Bericht, denn danach hat jeder sein eigenes Schicksal gemeistert.

Mögen diese Aufzeichnungen der Nachwelt erhalten bleiben als winziges Mosaiksteinchen der Zeitgeschichte.

Herzebrock, im Dezember 1990 Elisabeth Gierse

Nachwort im Jahre 2010!

Es ist mir eine Herzensangelegenheit, dieses Nachwort nach nunmehr 20 Jahren, anzuhängen.

Inzwischen haben die Heimatvertriebenen sozusagen mehr oder weniger Fuß gefasst, aber von mir kann ich behaupten, dass meine Heimat dort ist, wo meine Wurzeln liegen.

Zweimal besuchte ich mein Heimatland, davon einmal mit Cousine Ruth und unserer Tochter Cornelia, einmal mit unserer Enkelin Vera, damals 15 Jahre alt. Froh und dankbar bin ich, dass es nunmehr die Möglichkeit zum Wiedersehen mit der Heimat für alle gibt.

Über die Erlebnisse dort gäbe es viel aufzuzeichnen, aber darüber finden wir vielfach Berichte in Heimatzeitungen.

Für mich war das Wiedersehen mit der Heimat sehr bewegend:
War das noch die alte Heimat mit wogenden Kornfeldern und wohl bestelltem Ackerland in der einstigen Kornkammer Deutschlands? ...Die Felder waren nicht bestellt. Man erblickte kaum noch Bauerngehöfte - wie früher; das Land versteppte allmählich. Die meisten Bauernhöfe, ja sogar ganze Dörfer waren verschwunden (ob durch die Kriegsereignisse oder danach, bleibt offen).Die alten Friedhöfe, wenn überhaupt noch vorhanden, waren durch sogenannte Bauminseln erkennbar (Wildwuchs von Bäumen), doch es war nicht selbstverständlich, die alten Grabstätten wiederzufinden.
Waren das noch die vielen altbekannten Gebäude in meiner geliebten Heimatstadt Tilsit, wo ich mich gut auskannte und drei Jahre zur Schule gegangen bin?
Wo waren die Kirchen von einst?
Es war alles nicht mehr so wie z. Zt. meiner Kindheit, die Kirchen zerstört oder zweckentfremdet, erschreckend der Verfall an sämtlichen Gebäuden.
Erstaunlicherweise konnte ich mich mit einem Vorkriegsstadtplan hervorragend zurechtfinden, dazu gab es in Tilsit noch einige markante Bauten aus alter Zeit, die ich wieder erkannte. Viele alte deutsche Gebäude, sei es der Krämer an der Ecke oder das Finanzamt, trugen noch verblasste alte deutsche Beschriftungen. Es schien so, als ob die neue Bevölkerung keinerlei Interesse hatte, die Stadt sich zu eigen zu machen, geschweige denn zu verschönern.

Doch die Landschaft wirkt ausgleichend, ist so wie früher, die Nehrung mit seinem Wildbestand – u. a. mit Elchen – das Haff, der Ostseestrand, die Flüsse, Anhöhen und Wälder.

Und wenn man dann an einem schönen Sommertag die herrlichen Wolkenformationen beobachtet, die über das geschundene Land ziehen, dann ist man versöhnt und denkt:

Die Heimat – es gibt sie doch!